

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Severa weinte, und Santina schlief. In ahnungsloser Unschuld und rührender Kinderschönheit lag sie im Schoß der Mutter, streckte die rundlichen, nackten Beinchen von sich, die samtzarten, bräunlich angehauchten Wangen vom Schlaf gerötet.

Frau de Mendrisi ging in einer fürchterlichen Aufregung aus einem Zimmer ins andere, ohne Ruhe zu finden. Als sie sah, daß Severa weinte, blieb sie vor ihr stehen und sagte halblaut, um die Kleine nicht zu wecken: „Du weißt, daß — — daß es heute ist, Severa?"

Severa trocknete sich die Augen und antwortete leise: „Ja, Mama."

„Bete, mein Kind, bete zu Gott und seinen Heiligen, denn zu den Menschen habe ich wenig Zutrauen!" rief Frau de Mendrisi auch ihrerseits mit zitternder und tränenerstickter Stimme.

Die Zeit schlich müde und langsam dahin. Die Erwartung und Aufregung der beiden Frauen stiegen von Minute zu Minute. Fortwährend schauten sie auf die Uhr und dachten im stillen: „Jetzt ist es so weit. Jetzt sind sie wohl beim Verhör oder bei den Plaidoyers oder jetzt ist es wohl schon geschehen." Jeder Wagen, der auf der Straße kam, schreckte sie auf. Ängstlich lauschten sie, wenn er herankam, und enttäuscht seufzten sie auf, wenn er vorüberfuhr.

„Gherardi hat mir gesagt, daß er in — — in jedem Falle sofort hierher kommt," sagte Frau de Mendrisi nach einer langen Pause wieder. „Wenn es geht, bringt er ihn gleich mit — ach, heilige Madonna, wenn er doch schon da wäre!"

„Sprich nicht davon, Mutter," klagte Severa leise, „du tust mir weh."

Dann herrschte wieder Stille, eine lange, entsetzliche, qualvolle Stille, in der jede Minute ihre eigene Marter für sie hatte.

Das hielt Frau de Mendrisi auf die Dauer doch nicht aus, und so begann sie endlich wieder: „Du bist doch damit einverstanden, Severa, daß wir heute oder morgen abreisen — in jedem Falle?"

„Ich werde heute noch mit meinem Gatten sprechen, Mutter, was er mir sagt, wird geschehen," erwiderte Severa.

Hastig trat ihre Mutter auf sie zu. „Du wirst mit Enea sprechen?"

„Ja. In jedem Falle."

„In jedem Falle? Hier oder — —"

„— — oder im Gefängnis. Advokat Rossi hat mir zugesichert, daß einer Unterredung nach dem Urteilsspruch keinerlei Hindernisse entgegenstehen."

„Und du willst —? In jedem Fall? Auch dort?"

„Auch dort," erwiderte Severa fest und bestimmt.

In diesem Augenblick trat Gherardi ein. Die beiden Frauen verstummten sofort und hingen mit ängstlichen Blicken an den Zügen des Mannes, der ihnen jetzt alles Heil oder Unheil verkünden sollte.

Doktor Gherardi machte eine tiefe und höfliche Verbeugung, setzte seinen Hut auf einen Sessel und zog die Handschuhe aus. Sein Ausdruck war sehr ernst.



Dr. Richard Strauß. (S. 188)

„Sie kommen allein!" sagte Frau de Mendrisi in einem hoffnungslosen Ton. Ihr war sofort klar, was geschehen sei. So wie Doktor Gherardi trat kein Glücksbote auf.

„Leider," erwiderte der Arzt mit einem Seitenblick auf Severa.

Diese stand sofort auf, nahm Santina auf den Arm und verließ das Zimmer. Sie brauchte gar nicht abzuwarten, bis Gherardi etwas sagte. Sie wußte, daß das Ungeheuerliche geschehen war, sowie sie den Arzt ansah. Ihre letzte Hoffnung brach zusammen. Es war alles aus.

Sie schleppte sich mühsam bis zu dem Bettchen Santinas, in das sie das noch immer schlafende Kind niederlegte. Dann breitete sie stöhnend die Arme weit aus und sank an dem Bettchen nieder. Durch die nur angelehnte Tür hörte sie die hastigen und aufgeregten Stimmen ihrer Mutter und des Doktors Gherardi.

„Fünfzehn Jahre," sagte der letztere.

Dann hörte sie weiter nichts. Wie ein dumpfer Druck legte es sich auf ihr Gehirn, ihre Augen umflorten sich, und mit einem gequälten Seufzer aus tiefster Not ihres Herzens sank sie bewußtlos zusammen.

Wie lange sie so gelegen hatte, wußte sie nicht. Das erste, was ihr wieder vernehmbar in die Sinne drang und sie aus ihrer Betäubung weckte, war die Stimme Santinas.

„Mama!" rief diese ängstlich, „Mama, was ist dir? Warum liegst du auf dem Boden?"

Rasch kehrten ihr die Sinne zurück, und sie raffte alle ihre Kräfte zusammen.

„Nichts, mein Engel," sagte sie, sich zu einem Lächeln zwingend, „ich suchte nur eine Nadel, die ich fallen ließ. Hast du ausgeschlafen? Sollen wir spazieren fahren?"

Ein Blick aus dem Fenster belehrte sie, daß es schon spät am Nachmittag sein mußte. Wenn sie also noch heute mit Enea sprechen wollte, so durfte sie keine Zeit verlieren. Überhaupt hatte sie kein Recht, sich so widerstandslos ihrem Schmerz zu überlassen. Sie mußte vorwärts. Sie mußte das Leben weiterleben, obgleich ihr das in diesem Augenblick grausam und unmöglich erschien. Wenn es sich nur um sie selbst gehandelt hätte, so würde sie ihr Schicksal gesegnet haben, wenn sie dort am Boden statt einer Ohnmacht der Tod überrascht hätte. Aber es handelte sich nicht nur um sie allein. Sie mußte weiterleben, um anderer willen.

Hastig kleidete sie Santina an. Enea hatte ihr durch seinen Verteidiger den Wunsch ausgedrückt, im Falle seiner Verurteilung noch einmal sein Kind zu sehen. Severa wußte noch nicht, wie sie es einrichten konnte, daß Enea seine Tochter sah, ohne daß diese ihn sah und somit alles erfahren mußte, was

sich Trauriges begeben hatte. Aber sie beschloß, Santina mit sich zu nehmen. Vielleicht ließ es sich doch einrichten.

Sie fuhr zunächst in die Stadt hinunter zum Advokaten Rossi, der sie nach dem Gefängnis begleiten sollte. Rossi sah der schönen Frau in die bleichen, verkümmerten Züge und war sofort bereit, alles zu tun, was in seinen Kräften stand. Überhaupt sollte Severa nun die ihr so sehr verhaßten Neapolitaner in überraschender Weise von einer guten Seite kennen lernen. Das Mitleid, das man ihr, als der Frau des Verurteilten, von allen Seiten entgegenbrachte, war ein aufrichtiges und ungeheucheltes. Es war wirklich rührend, wie man alles tat, um ihr zu Willen zu sein. Ein Verurteilter gilt in Neapel als ein Unglücklicher, den man nicht haßt oder verachtet, sondern bemitleidet.

So kam es, daß Severa trotz verschiedener Schwierigkeiten ziemlich rasch ihren Zweck erreichte, und während Herr Rossi mit Santina im Wagen vor dem Gerichtsgebäude wartete, ging sie mit der Frau eines Aufsehers durch lange finstere Korridore, durch Hallen und Säle, bis sie endlich vor einem starken eisernen Gitter halt machten. Hinter dem Gitter befand sich ein dunkler Gang, und es wurde Severa bedeutet, daß sie hier warten solle. Der Verurteilte werde hinter dem Gitter erscheinen.

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, denn sie wußte, daß sie vor einer harten Probe ihrer Selbstbeherrschung stand. Also nicht einmal eine letzte Umarmung, einen letzten Kuß würde man ihnen gestatten, denn das Gitter trennte sie ja. Durch die kalten Eisenstäbe hindurch sollten sie Abschied nehmen für so lange Zeit, in Gegenwart der Wachen — sie, die sich so unaussprechlich liebten!

Dann sah sie ihn kommen, den Gang entlang, eigentümlich wankend und doch hastig vorwärts stürzend, so daß ihm der Wärter kaum folgen konnte. Er hatte noch seine eigene Kleidung an, und das war für sie ein ungeheurer Trost. Sie hatte gefürchtet, daß man ihr ihn schon in Sträflingskleidung vorführen würde, und bei diesem Gedanken war ihr Blut erstarrt. Nun kam er in seiner gewöhnlichen Kleidung. Aber das war auch alles, woran sie ihn hätte wiedererkennen können, denn wie sah Enea aus! Hatte man ihn gefoltert? Die Augen weit hervorstehend, blutunterlaufen, das Gesicht totenblaß, entsetzlich abgemagert, die ganze Gestalt hinfällig, jämmerlich elend. Das war mehr als Folter. Geminiani hatte recht behalten, als er gesagt, daß Graf di Monteverde schon weich werden würde. Graf Enea war weich geworden, das heißt er war ein elender, gebrochener und kranker Mann. Die Verhöre, das gequälte und beleidigte Gewissen, die schlaflosen Nächte, Kummer und Sorge, Haft und Gefängniskost hatte das Ihre getan.

Severa gab sich alle Mühe, ihr Entsetzen zu verbergen, aber die Tränen, die ihr unaufhaltsam aus den Augen stürzten, konnte sie doch nicht unterdrücken. Unwillkürlich streckte sie ihm durch das Gitter ihre beiden Arme entgegen, und er ergriff ihre Hände und küßte sie unter heißen Tränen.

„Du bist da, Severa!“ stöhnte er, „bist wirklich gekommen! Das werde ich dir nie im Leben vergessen. Du weißt nicht, wie wohl mir das tut, nach all — nach all dem doch noch eine Seele, die mich liebt und an mich glaubt. Ich fürchtete schon, auch du würdest mich verlassen, wie alle mich verlassen haben.“

„O Enea! Wie schlimm muß es dir ergangen sein, um das zu glauben!“ schluchzte sie.

„Ich bin unschuldig — ja, Severa, beim ewigen Gott schwöre ich es dir, ich leide unschuldig.“

„Ich weiß es. Aber wie konnte das Gräßliche geschehen?“

„Sie wollten mein Verderben. Und ich habe ihnen nichts zu leid getan. Peppino nicht und auch dem Schuft, diesem Gherardi, nicht.“

„Gherardi?“ entfuhr es Severa.

„Sie haben beide meine Schuld beschworen und haben beide falsch geschworen. Das war mein Verderben. Aber sei nur getrost. Mein Verteidiger hat ein Gnadengesuch an den König aufgesetzt. Wer weiß, wie bald ich wieder frei bin, und dann — —“

Er sah ihr bittend in die Augen, und sie neigte sich zärtlich immer näher an das Gitter, lehnte ihre Stirn an die kalten Eisenstäbe, und er küßte sie durch die Stäbe hindurch.

Hinter ihnen standen zwei Soldaten als Wache.

„Hole der Teufel alle Gitter dieser Welt!“ fluchte der eine. „Ich kann das nicht mit ansehen. Öffne das Gitter, Torelli. Das geht wider's Blut.“

„Der Schlüssel liegt in der Kanzlei, und die ist geschlossen,“ antwortete der andere.

„Hole der Teufel alle Kanzleien der Welt und alle Kanzlisten! Komm, ich kann das nicht mit ansehen.“

Die beiden Soldaten drehten sich um und gingen langsam in entgegengesetzter Richtung den Gang entlang. Auch der Wärter des Grafen zog sich etwas zurück. Severa war mit ihrem Gatten allein.

„Wenn ich schuldig wäre,“ fuhr Enea nach einer langen Pause fort, „hätte ich das alles nicht ertragen können. Ich hätte schon längst ein Ende gemacht. Aber du glaubst nicht, wie zäh die Unschuld macht. Ich werde nicht ruhen, bis mich die Welt wieder für das ansieht, was ich bin, und bis ich vor allem deiner wieder würdig bin, Severa.“

„Du bist meiner stets würdig geblieben, Enea. Nur dich und dein Unglück beklage ich,“ sagte sie zärtlich. „Was kann ich tun, um es zu lindern?“

„Höre mir zu, Severa. Du kannst nichts tun, denn du bist eine Frau, die von diesen Sachen nichts versteht. Nur um eines bitte ich dich: Schreibe mir von Zeit zu Zeit, daß ich nicht ganz abgeschlossen von der Welt bin.“

„Wohin soll ich schreiben?“

„Nach Nisida. Dorthin werde ich gebracht.“

„Und du wirst mir antworten?“

„Ich werde alles tun, was ich kann, um dir antworten zu dürfen. Wenn meine Aufführung eine tadellose ist, wird man es mir nicht versagen, und ich werde vielleicht bald meine Freiheit erhalten, damit ich an der Herstellung meiner Ehre besser arbeiten kann. Wo wirst du in Zukunft wohnen?“

„Meine Mutter will nach Turin und im Sommer nach der Schweiz. Aber wenn du willst, daß ich hier bleibe, so bleibe ich hier.“

„Nein, bleibe mit deiner Mutter zusammen. Sie wird dir eine Stütze sein, solange ich nicht da bin. Und, ich bitte dich, verlaß Santina nicht.“

„Beruhige dich, Geliebter. Solange ich lebe, wird Santina nicht allein sein.“

„Du hast sie nicht mitgebracht,“ sagte er tonlos und traurig, als ob er wohl begreife, warum sie es nicht getan.

„Doch, doch. Santina ist unten im Wagen. Ich wußte nicht, wie ich es machen sollte, daß du sie sehen kannst, ohne daß sie erfährt — sie weiß nämlich von gar nichts und soll nach meinem Willen auch nie etwas erfahren.“

„Du bist ein Engel, Severa, aber ich habe auch schon daran gedacht. Wenn ich jetzt nach meiner Zelle zurückgehe, komme ich an einem vergitterten Fenster im dritten Stock vorbei, von dem aus ich gerade in den kleinen Puppenladen sehen kann, der gegenüber dem Gerichtsgebäude in der Via dei Tribunali ist. Du kannst Santina dort irgend etwas kaufen, und ich werde sie sehen. Mein Wärter wird mir schon erlauben, eine oder zwei Minuten an dem Fenster zu verweilen.“

„Aber dann müssen wir uns eilen, Enea, denn es wird finster,“ sagte sie, indem ihr wieder die Tränen in die Augen traten. Die beiden Soldaten tauchten gerade wieder in dem Gange auf, als sie Abschied nahmen. Er war lang und schwer.



Ein Automobilsprengwagen in Berlin. (S. 188)
Nach einer Photographie der Berliner Illustrationsgesellschaft m. b. H. in Berlin.

Endlich riß Severa sich los. Sie mußte eilen, wenn Enea das Kind noch sehen sollte. Als sie am Ausgang des Gerichtsgebäudes ankam, nahm sie Santina hastig auf den Arm und ging mit ihr an der anderen Seite der Straße hin, wo sie auch bald den Puppenladen fand. Es fiel ihr leicht, das Interesse des Kindes an dem Spielzeug zu erregen, und Santina griff nach den ausgestellten Puppen, während der Verkäufer, ein alter lahmer Mann, immer neue herbeibrachte und mit komischer Lustigkeit alle Vorzüge seiner Ware vor Santina ins Treffen führte. Teils an den Puppen, teils an dem alten lahmen Mann selbst, der mit seinen drolligen Grimassen vor ihr hin und her tanzte, hatte Santina ein großes Vergnügen und klatschte laut in die Hände vor Freude.

Und Severa lehnte weinend ihren Kopf an den des Kindes, schaute hinauf nach dem vergitterten Fenster, wo alsbald ein bleiches, zuckendes Gesicht erschien — eine Minute, zwei Minuten — o wie kurz sie waren!

Dann war alles vorüber, und Severa führte das Kind nach dem Wagen zurück.

Zweites Buch.

1.

Herr Asso d'Akkiri war recht zufrieden, daß er das rote Villino, das er in Sorrent besaß, nicht verkauft hatte, wie er vor einer längeren Reihe von Jahren beabsichtigt hatte. Er war sehr gealtert und litt an einer Reizbarkeit und Nervosität, die ihn häufig veranlaßte, das lärmende Neapel zu fliehen, um in den stillen Felsbuchten und Gärten des schönen Sorrent Zuflucht zu suchen. Da war es ihm denn lieb, dort auch in seinen vier Pfählen zu hausen und nicht auf eine Mietswohnung angewiesen zu sein.

Er hatte das Landhaus umbauen und modernisieren lassen, er hätte sogar gern noch etwas von der benachbarten Villa Miramar hinzugekauft, um einen größeren Garten und einen eigenen Zugang zum Meeresufer zu haben, leider aber ließ sich das nicht machen. Besitzerin der Villa Miramar war eigentlich die nachgelassene Tochter der Gräfin di Monteverde, Contessina Santina, aber kein Mensch wußte, wo diese war. Seit vierzehn Jahren hatte sie niemand mehr in Neapel gesehen, und die Bank von Neapel, die als Verwalterin der Villa Miramar fungierte, war zu keinerlei Verkäufen ermächtigt und infolge früherer Anweisungen von seiten der Pflegemutter der Besitzerin auch gar nicht geneigt, auf solche Verhandlungen einzugehen. So war die Grenze geblieben, wie sie war.

Es war eigentlich schade darum, und Herrn Asso d'Akkiri tat der herrliche Besitz in der Seele leid. Seit fünfzehn Jahren stand die Villa Miramar leer, keine Seele hatte von all den Herrlichkeiten, welche Natur und Kunst hier in so unvergleichlicher Fülle boten, den geringsten Nutzen. Traurig und einsam lag das Haus da, die Fensterläden geschlossen, die Möbel verhängt, verpackt, die Teppiche und Matten zusammengerollt, die wunderhübschen Terrassen öde und leer — ein verwunschenes Schloß. Wenn nicht der alte, ewig hüstelnde Gärtner, der seinen Lohn regelmäßig von der Bank ausbezahlt erhielt, wenigstens den Park notdürftig im Stand gehalten hätte, so würde das Ganze ausgesehen haben wie ein Ort, auf dem ein unheimlicher Zauber ruht.

Herr Asso d'Akkiri war ein hochbetagter Mann, hatte ein langes, arbeit- und erfolgreiches Leben hinter sich und machte infolgedessen das bißchen Philosophie, was er zum Leben brauchte, für sich selbst zurecht. Er kannte die ganze Geschichte, die mit dem verlassenen Hause zusammenhing. Der Fluch des Verbrechens ruhte darauf, und dieser fiel wie auf die Menschen selbst, so auch auf die Dinge. Er wußte nicht, was aus den Beteiligten geworden war, aber wenn er die traurige, verfallende Verlassenheit der hübschen Villa Miramar ansah, so verglich er sie unwillkürlich mit dem Schicksal der an dem in diesem Hause begangenen Verbrechen Beteiligten.

Sehr vergnügt und erheiternd waren ja diese Betrachtungen des alten Herrn freilich nicht, und da er außerdem an Langeweile litt, so ging er nie gern allein nach Sorrent. Irgend jemand aus seiner ziemlich zahlreichen Familie mußte immer bei ihm sein, entweder seine Frau oder eine seiner Töchter oder sein jüngerer Sohn Benvenuto. Der ältere Sohn führte das Geschäft. Dieser konnte also nicht fort. Eigentlich hätte auch Benvenuto in Neapel bleiben müssen, denn er studierte Rechtswissenschaft, oder sollte sie wenigstens studieren. Aber damit hatte es seine eigene Bewandtnis.

Benvenuto d'Akkiri war das Nesthäkchen der Familie, jetzt dreiundzwanzig Jahre alt und von seiner Mutter in schrecklicher Weise verhätschelt. Benvenuto war ein hübscher frischer Bursche, der sich natürlich den Vorteil, der daraus für ihn entsprang, weidlich zu nutze machte. Hatte er einmal keine Lust zu arbeiten, oder kam ihm ein Examen gar zu rasch über den Hals, so brauchte er nur über Kopfschmerzen zu klagen, um seine Mutter sofort in Aufregung zu bringen. Dann war von Überbürdung, von Quälereien, von nutzlosen Scherereien und ähnlichem die Rede, so lange, bis der alte Herr klein beigab, um nur wieder Ruhe zu haben. So war der junge Student der Rechte im Laufe der Zeit und unter der liebevollen Beihilfe seiner zärtlichen Mutter über das Studium der Rechtsgelehrtheit zu Ansichten gekommen, die nicht die Ansichten der übrigen Welt, besonders nicht die seines Vaters waren. Wozu — so fragte er sich — soll ich studieren? Der Vater hat Geld, und es fehlt durchaus nicht an Advokaten, Richtern und anderen Rechtsgelehrten. Die armen Leute machen sich ja jetzt schon durch eine starke Konkurrenz untereinander das Leben sauer, wozu soll ich auch noch in diese Konkurrenz eintreten und ihnen das kärgliche Brot schmälern? Die Rechtsgelehrtheit kann ohne mich ganz gut existieren, und ich ebenfalls ohne sie.

Das war die Philosophie des dreiund-



Die Hochbrücke über den Argentobel (Algäu). (S. 189)

zwanzigjährigen Studenten, die mit der seines Vaters durchaus nicht übereinstimmte, und wegen deren es manchen Verdruß gab. Nun stand wieder für den Spätherbst eine Prüfung bevor, Benvenuto bekam also wieder einmal Kopfschmerzen und ging bereits Anfang Juli mit seinem Vater nach Sorrent, um sich zu erholen, wie er sagte, und um sich auf sein Examen vorzubereiten, wie sein Vater hartnäckig behauptete. Eine große Kiste voll Bücher und Hefte wurde eingepackt und nach dem roten Villino in Sorrent geschickt, der alte d'Akkiri kaufte einen neuen, sehr soliden Schreibtisch, der in Benvenutos Studierzimmer aufgestellt wurde; das war aber auch alles, was zur Vorbereitung für die Prüfung geschah, denn Benvenuto selbst trieb sich meist unten am Meeresstrand herum, badete, angelte, ruderte oder segelte, kurz, vertrieb sich die Zeit mit jener Meisterschaft im Nichtstun, wie man sie nur in Neapel kennt.

Eines Nachmittags — es war ein heißer Tag gegen Ende Juli — kam er die Felsentreppe herauf und wollte durch den Park der Villa Miramar nach dem roten Villino gehen. Er hatte zwei Ruder auf der Schulter, die er im Schweiße seines Angesichts über die unter glühheißen Sonnenstrahlen liegende Treppe mit hinaufschleppte, damit während seiner Abwesenheit kein Unfug mit seinem Boot geschehen könne. Es war fast sechs Uhr, die Sonne stand schon tief und übergoß in jener für den Nordländer unglaublichen Farbenpracht des Südens alles mit einem satten schönen Rotbraun. Die



Andorra in den Pyrenäen. Nach einem Aquarell von A. Chelius. (S. 189)

See lag ruhig, der ganze Golf mit den Inseln Ischia, Procida, Nisida, dem Posilippo und Neapel selbst bildeten ein einziges klares Panorama großartigster Harmonie; das Laub der Feigenbäume duftete jenen süßen, undefinierbaren Geruch aus, der den Nerven so wohltätig und beruhigend ist. Kein Blatt regte sich, nur die Meereswellen spielten leise raschelnd und murmelnd im Ufersand, alle Zauber des glücklichen Sorrent schienen auf diese Stunde vereinigt.

Plötzlich blieb Benvenuto stehen und starrte — selbst wie verzaubert — hinauf nach der letzten Rampe, die unmittelbar an den Park der Villa Miramar stieß und über die sich eine junge Dame herabbeugte. In leichte helle Sommerkleider gehüllt, unter einem roten Sonnenschirm sah das frische, lustige Gesichtchen lächelnd auf den jungen Mann herunter. Benvenuto war als Neapolitaner an Frauenschönheit gewöhnt und machte, wenn ihm etwas gefallen sollte, sehr hohe Ansprüche, aber so etwas kindlich Frisches, Schelmisches, so große, dunkle, ruhige Augen hatte er noch nie gesehen. Die junge Dame mochte kaum siebzehn oder achtzehn Jahre sein, war aber, wie meist die Südländerinnen in diesem Alter, schon voll entwickelt, nur ihr Gesicht hatte das rührend Fromme und Naive des Kindes. Ihre Kleidung zeugte von vornehmem Geschmack und von untadelhafter Eleganz.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der Komponist **Richard Strauß**, dessen Oper „Salome" jetzt mit sensationeller Wirkung über die Bühnen des In- und Auslandes geht und ebensoviel Widerspruch wie Beifall findet, ist am 11. Juni 1864 in München geboren, war Musikdirektor in Meiningen, Hofkapellmeister in Weimar und München und wurde 1898 zum Hofkapellmeister in Berlin ernannt. Außer der genannten Oper schuf er eine Anzahl symphonischer Dichtungen, Kammermusikwerke, Lieder und die Oper „Gundram". — Die jetzt in **Berlin** eingeführten **Automobilsprengwagen** haben das Untergestell eines gewöhnlichen Automobillastwagens mit Vierzylindermotor von 16 bis 18 Pferdestärken, Räder mit Vollgummibereifung und einen Wasserkasten, der 5000 Liter faßt. Während

die Sprengwagen mit Pferdebetrieb nur eine Sprengweite von 4 bis 6 Meter haben, beträgt diese bei dem Automobilsprengwagen bis zu 20 Meter. Dadurch ist es möglich, auch die breitesten Straßen durch ein einmaliges Befahren zu bewässern. Ein Kontrollhahn dient zum Erkennen des Wasserstandes beim Füllen, eine Kontrolluhr zeigt den Wasserverbrauch. Mit einmaliger Füllung kann der Automobilsprengwagen eine Straßenlänge von 1,5 Kilometer besprengen. — **Die Hochbrücke über den Argentobel** zwischen den Dörfern Grünenbach und Maierhöfen im Algäu ist die höchste Brücke Bayerns. Sie spannt sich in Höhe von nahezu 54 Meter über die tiefeingerissene Schlucht des Argenbaches, ihre Breite beträgt 5 Meter, sie hat drei eiserne Tragpfeiler und vermag Wagen bis zu 10 Tonnen Gesamtgewicht zu tragen.



Seeschwalben. (S. 190)

Die Republik Andorra in den Pyrenäen.

(Mit Bild auf Seite 188.)

Die seit länger als einem Jahrtausend bestehende Republik Andorra auf der Südseite der Ostpyrenäen umfaßt ein Gebiet von rund 450 Quadratkilometer und zählt gegen 10,000 Einwohner. Die Hauptstadt des kleinen Freistaates ist Andorra und liegt am Fuß des Anclarberges. Sehr alt ist die schlichte romanische Kirche mit ihren bemerkenswerten Holzschnitzereien und das Rathaus, das den Sitzungssaal für die Regierungsbehörden und die Volksvertretung enthält. An der Spitze des kleinen Staates steht ein Präsident und ein Generalrat von 24 Mitgliedern, die auf vier Jahre gleichmäßig aus den sechs Gemeinden des Landes gewählt werden. Sie wählen dann wieder aus ihrer Mitte den Präsidenten. Seit Jahrhunderten steht Andorra unter dem Protektorat Frankreichs und des spanischen Bischofs von Urgel. Die Bewohner sind katalonischer Abstammung und gelten als gutmütig und arbeitsam.

Die Seeschwalbe.

(Mit Bild auf Seite 189.)

Die Seeschwalben gehören eigentlich nicht zur Familie der Schwalben, sondern zählen ihrer Abstammung nach vielmehr zu den Möwen. Möwenartig ist denn auch ihr Körperbau und ihre Lebensweise. Bei den Raubseeschwalben, die wir auf unserem mit großer Naturtreue gezeichneten Bild vorführen, ist das Gefieder auf dem Oberkopf schwarz, an den Halsseiten und auf der Unterseite glänzend weiß und auf dem Mantel licht graublau. Wie die Möwen überhaupt, so sind auch die Raubseeschwalben unermüdliche und höchst gewandte Flieger und vortreffliche Stoßtaucher, die pfeilschnell auf die erblickte Beute herabstoßen. Dagegen ist ihre Schwimmfertigkeit nur gering. Ihr Hauptverbreitungsgebiet liegt in Mittelasien und Südeuropa, doch brüten sie auch auf der Insel Sylt und verschiedentlich an der pommerischen und holländischen Küste.

Nur über mich hinweg!

Erzählung von **Anna Vogel v. Spielberg.**

(Nachdruck verboten.)

Sie war früher zur Stelle als er an dem lauschigen Plätzchen, wo den sich weithin ausdehnenden hügeligen Weingärten seines Vaters auf einmal eine dichtstarrende Grenze durch berganstrebenden Wald von seltsam durcheinander gemischtem Laub- und Nadelholz aller Gattungen gesetzt ward. Das Plätzchen machte einen fromm-trauten Eindruck. Die Bäume bildeten eine Nische, die wie von der Natur selbst zu einer Waldandacht vorherbestimmt schien und von den Menschen durch ein aufgestelltes Marienbildnis auf mäßig hohem Steinsockel auch tatsächlich dazu gemacht worden war.

Auf der Holzbank unter dem Muttergottesbild, die gebräunte Hand schützend vor die Augen gelegt, schaute die Susi in das flimmernde Sonnenlicht des Spätnachmittags nach Lukas aus — die Wege hinauf, hinab, die hier zum Dorf, dort aus den Weinbergen zur offenen Landstraße führten. Warum nur ließ er sie warten, nachdem er sie doch in einem Zettel, den sie am frühen Morgen im Fensterrahmen eingeklemmt gefunden, so sehr gebeten hatte, heute nachmittag Punkt sechs Uhr dazusein, weil er ihr etwas zu sagen hätte, was nur er selbst ihr sagen dürfte? — Was sollte das bedeuten? Daß er — was sie so lang schon still erhofft und erträumt — nun endlich Ernst machen wollte mit der Heirat?

Vom Turm der Dorfkirche klang es in zwei hellen Schlägen an ihr Ohr. Halb sieben schon!... Und Lukas immer noch nicht da? Was sollte sie davon halten?

Sie stand auf, schaute auf und ab, die Wege hin und her, und seufzte plötzlich erleichtert auf. Endlich kam er, war schon ganz nahe. Er mußte durch den Wald gegangen sein, denn an der Wegbiegung — keine dreißig Schritte entfernt — tauchte plötzlich seine hohe, kraftvolle Gestalt auf.

Mehr städtisch als ländlich gekleidet, zog er, als er Susi erblickte, den hellen Strohhut und schwenkte ihn grüßend ihr zu. Dann eilte er herbei und breitete die Arme aus, um Susi an die Brust zu ziehen. Das nun hauptsächlich wohl deshalb, um sich Vorwürfe über sein spätes Kommen zu ersparen. Er hatte ja auch pünktlich sein wollen — o ja; aber das, was ihm auf dem Herzen lag, und was sie nun endlich erfahren mußte, war danach, daß es ihm im letzten Augenblick den Mut benommen hatte. Und darum war es notwendig gewesen, sich diesen Mut erst im Wirtshaus zu beschaffen.

Nun brachte er damit allerdings auch eine Laune mit, die etwas zu gesteigert war, als daß Susi ihm nichts angemerkt hätte, woher er eben kam. Zudem schlug ihr der Weindunst aus seinem Mund entgegen.

Ein leiser Unwille stieg in ihr auf, rasch wandte sie das Gesicht zur Seite und entzog sich jäh seiner Umarmung.

„Na," machte er verwundert, „was hast denn? Nit amal a Busserl willst mir geben? Aber Susi, Suserl, wirst doch nit harb sein, daß ich a paar Minuten länger aus'blieben bin? Ich war ja in Schwandorf drüben, auf der Bürgermeisterei, und hab' mich halt dort länger aufhalten müssen, aber darum —"

„Was machst denn so a lang's G'red'?" fiel sie ihm herb ins Wort. „Sag's lieber gleich, daß d' halt wieder im Wirtshaus warst und dir gedacht hast: die Susi, die kann warten."

„Aber Schatzerl!" bemühte er sich, sie zu begütigen, während er sie zur Bank führte. „Geh, mach doch nur ein lieb's G'sichterl, 's Bössein steht dir gar nit gut!"

„Ich bin ja auch nit bös," entgegnete sie, durch seinen bittenden Ton besänftigt. „Aber wenn du's schon so wichtig g'macht hast, daß d' mir grad heut was ganz Besonderes zu sagen hast, so hätt'st auch beizeiten zur Stell' sein können... Ich hätt' nix drüber g'sagt," setzte sie hinzu, „wenn dich was anderes auf-g'halten hätt' als 's Wirtshaus... Aber so... nein, Lukas, das is nit schön von dir!"

Er rückte ihr näher und legte ihr den Arm um die Schultern. „Aber Suserl, wenn du's doch nur wüßtest, warum ich grad heut dort hineing'fallen bin," entschuldigte er sich mit einem tiefen Seufzer, der ihm vom Herzen kam. Und die blauen Augen in dem hübschen Männerantlitz, die sonst immer so hell und lustig in die Welt blickten, schauten bang in die ihren. „Könntest dir's doch selber denken, Suserl" — es kam ihm stockend und befangen heraus — „daß es seine Ursach' g'habt hat, warum ich grad für das, was ich dir sagen muß, eine — na ja, halt ein bisserl Kurasch' 'braucht hab'."

„Kurasch'?" Sie schaute ihn erstaunt an. „Ja — zu was denn eine Kurasch'?"

Er rückte unruhig hin und her, nahm ein paarmal einen Anlauf zum Sprechen und brachte endlich mit abgewendetem Blick und unsicherer Stimme hervor: „Zum... na, halt zum Abschiednehmen, weil's schon einmal so sein muß."

„Abschiednehmen?" Mit jäher Gebärde wandte sie ihm das tieferblaßte Gesicht voll zu. „Ja, aber — Lukas, warum denn das? Gehst denn fort von da?"

„Das nit." Aus seinem Ton klang die Befangenheit heraus, die ihm die Seele umschnürte in dem ihn plötzlich übermannenden Empfinden, daß er nicht recht daran gehandelt, sie so lange in Unklarheit gelassen zu haben und ihr erst in letzter Stunde eine Aufklärung zu geben, die ihr weh tun mußte. „Ich bleib' da — natürlich," setzte er mit zur Seite gewendetem Gesicht hinzu, „aber deswegen wird's doch zwischen uns nit mehr so sein können, wie's bis jetzt g'wesen ist."

„Und warum nit?" fragte sie hastig zurück. „Was soll jetzt anders werden zwischen uns? Was meinst denn nur? Was willst denn sagen? Ich bitt' dich: red'!" Mechanisch griff ihre Hand nach seinem Arm in all der Angst, die ihr plötzlich die Seele erfüllte.

„Na, alsdann, Susi" — seine kräftige Hand legte sich unwillkürlich auf ihre, während ein beklommener Seufzer seiner Brust entstieg — „daß d' es nur weißt: ich muß halt morgen früh um sieben mit meinem Alten nach Königstetten fahren, damit... Na, weißt, Suserl — Ich... ich soll halt ...ich werd'... kurz und gut, der Alte will's halt so und hat's auch schon so ab-g'macht — alles — mit der Resitant' dort ...na ja, das halt wegen der Poldi und wegen mir... So" — er atmete schwer auf und wandte das Gesicht zur Seite — „jetzt weißt es, Suserl, warum ich a Kurasch' 'braucht hab', um dir's zu sagen."

Sie gab keine Antwort. Aber ihre Hand ließ jäh seinen Arm los und sank schlaff hernieder. Aus ihrem Gesicht schwand vollends die Farbe, die schönen Züge wurden starr, und ihre dunklen Augen hatten mit einem Male einen so seltsam leeren Ausdruck, als wäre plötzlich alles, was an Leben und Empfinden in ihnen lag, vernichtet worden.

Zu jäh, zu unerwartet und zu grausam traf sie die Eröffnung, daß sie all ihr Hoffen fahren lassen, all ihre Träume begraben mußte, und daß man über sie und ihr Herz, ihr Geschick und Leben einfach so hinwegschritt, als wäre sie überhaupt nicht auf der Welt.

Ihr Anblick tat ihm weh.

„Suserl —" Er rückte dicht an sie heran, drückte ihr bleiches Gesicht an seine Schulter und fuhr ihr mit der Hand liebkosend über das schwarze Haar. „Suserl," bat er zärtlich, „mir geht's so nah wie dir, aber was könnt' ich denn dagegen tun? Wärst eine Grundbesitzerstochter, wenn auch nur eine kleine, so ging's eher. Aber so... Dein Vater is ein armer Handwerker, ein Schuster, und meiner der Erste im Ort, der angesehenste und reichste Grundbesitzer, und fühlt sich auch gehörig als das, wie du's ja weißt." Er wollte ihren Kopf emporheben, um ihr ins Gesicht zu sehen, sie aber drückte es nur noch fester an seine Schulter.

„Schau, Suserl," fuhr er fort, „es is nix dran zu ändern. Ein Bauer is einmal ein Bauer und bleibt's in Ewigkeit, und schaut darauf, daß eine jede, die als Frau auf'n Hof kommen will, was mitbringt in die Ehe. Und die Resitant' is reich, und die Poldi ihr einziges Kind... Und wenn ich meinem Alten nit nach Wunsch und Willen tät' — weißt, was dann daraus werden tät'? Mein Alter hat mir's angedroht, und er versteht keinen Spaß und halt' sein Wort wie Eisen. Wann ich ihm also nicht den Willen tät', die Poldi zu nehmen, sondern es mir einfallen ließe, mit dir Ernst zu machen, dann tät' er einfach selber noch einmal heiraten, wie er mir das g'sagt hat — er is ja auch noch nit so alt, erst zweiundfünfzig — und ich bekäm' meinen Pflichtteil und sonst nix und könnt' dann gehn. Aber schau, Suserl, ich wieder, der ich so lang sein einzig's Kind und Erbe war, könnt's nit ertragen, daß vielleicht wirklich noch ein Kind von einem anderen Weib als meiner seligen Mutter, die mich so gern g'habt hat und ihrem Mann ein so braves Weib gewesen is, den Besitz kriegen sollt', den ich so lang als mein alleinigs und mir von Rechts wegen gebührendes Eigentum ang'sehn hab'... Gelt, Suserl, das siehst alles ein, und 's tät' auch dir leid, wenn du in dem gleichen Fall wärst und auf alles freiwillig verzichten müßtest? Was?"

Ihre Antwort ließ eine Weile auf sich warten. „Nein," sagte sie dann gepreßt. „Nein, mir tät's nit leid."

Unwillkürlich gaben seine Arme ihre Gestalt frei. „Aber Suserl" — eine an Bestürzung grenzende Verwunderung tönte aus seiner Stimme — „du weißt ja nit, was d' red'st! Wie kannst denn so was sagen? Aber freilich... du... na ja, du kennst's ja nit, was das heißt: reich sein, auf so viel Grund und Boden eigener Herr sein, und stellst dir's darum halt leicht vor, daß d' alles fahren lassen könnt'st... Aber ich... nein,

Suserl, schau nur: mein Herz hängt dran — mein ganzes Herz ... Mir ging's zu nah, sollt's mir wirklich verloren gehn und einem anderen zukommen."

„Ja, weil bei dir halt die rechte Lieb' nit da ist," fiel es herb von ihren Lippen. Sie hatte sich aufgerichtet und saß nun da in starrer Haltung, die Hände im Schoß verschränkt, den Blick von ihm abgekehrt, geradeaus vor sich gerichtet, in das Grün der Reben hinein. „Denn wär' sie da," fuhr Susi noch herber fort, „du tät'st dir's nit lang überlegen. Arm wärst desweg'n noch lang nit, dein'n Teil an Geld bekämst ja doch, und davon ließ' sich's für zwei junge Leut', die sich gern hab'n, schon leben und dazuschau'n, daß man's weiter bringt und vorwärts kommt und in die Höh'. Aber so —" Sie kehrte ihm das Gesicht wieder voll zu, und ihre Augen forschten tief in den seinen. „Na ja, das is's halt: du hast mich nit so gern wie ich dich, und deswegn steht dir der tote Grund da" — sie deutete mit der Hand im Umkreis auf Weinberge und Wald — „höher als das lebendige Menschenkind, das nur in dir allein sein ganzes Glück g'sehn hat und g'funden hätt'. Hätt'st mir das aber lieber gleich im Anfang g'sagt, daß d' nix Ernsthaftes im Sinn hast, dann wär's besser g'wesen für uns beide. So aber — ja" — sie erhob sich jäh und blieb mit aufflammenden Augen vor ihm stehen — „so bist unaufrichtig und unehrlich gegen mich g'wesen. Und darum frag' ich dich jetzt vor der heiligen Muttergottes da" — sie deutete, während ihr in rosigem Schwall das Blut in die Wangen schoß, auf das Marienbildnis — „und frag' dich auf Ehr' und G'wissen: steht's in dir fest, daß ich dir von jetzt an Luft sein muß, und daß du morgen wirklich auf Brautschau fahrst?"

Ihre schwarzen Augen hingen brennend an seinem Gesicht, als wollten sie ihm die Antwort aus der tiefsten Seele hervorholen.

Er fühlte sich darunter wie unter einem Bann, von dem er sich nicht befreien konnte, und hätte was darum gegeben, die Sache glücklich hinter sich zu haben. Er hatte sie ja lieb, die Susi, sie war so schön, stach ihm so sehr in die Augen, und es fiel ihm gewiß nicht leicht, sich von ihr loszureißen; aber es mußte sein — es mußte! Er konnte, wollte sein Eigentum nicht fahren lassen.

„Red!" heischte sie in kurzem Tone, da er schwieg. „So red doch! War ich dir gut genug zum Schöntun, und hast mich schon einmal in den Ruf gebracht, daß ich dein Schatz bin, so muß ich dir's auch wert sein, daß du mir auf meine ehrliche Frag' eine ehrliche Antwort gibst ... Läßt du mich also wirklich laufen, weil's dein Vater haben will, daß d' eine nimmst, die Geld hat? Und gibst mir heut also wirklich den Abschied und mich damit auch dem Gered' preis, als hätt' ich dir in deiner Burschenzeit zur bloßen Unterhaltung gedient?"

Vor ihrem lodernden Blick schlug er die Augen nieder. „Susi," bat er mit unsicherem Ton, indem er gleichfalls aufstand und unwillkürlich nach ihren Händen griff, die sie ihm aber rasch entzog, „du tust mir unrecht. Ich hab' dich gern ... es geht mir ja auch selber nah, aber ..."

„Aber," fiel sie ihm schroff ins Wort, „du hast s' halt doch nit, die rechte Lieb', sonst würdest dich nit einen Augenblick bedenken ... das is es. Oder" — ihr Ton nahm einen trotzigen Klang an — „vielleicht is s' doch in dir, die rechte Lieb', nur daß d' es selber noch nit weißt ... Aber das wird sich ja auch noch zeigen. Und darum sag' ich dir nur noch das eine: ich lass' mit mir nit spielen, ich lass' mir nix nachreden von die Leut', ich gönn's keiner anderen, daß sie mich schief ansehn dürft' und tät', denn ich — ich weiß, daß ich was wert bin und ein rechtschaffenes Mädel, und ich — ja, Lukas, ja — ich hab' dich gern, ich lass' dich keiner anderen, solang ich selber noch auf der Welt bin, und über mich kommst nit hinüber — du wirst's schon sehn."

Sie wandte sich rasch ab und ging mit schnellen Schritten davon.

Es kam ihm so unerwartet, daß er nicht wußte, was tun. Allein der Anblick der dahinschreitenden hohen Mädchengestalt mit der stolzen, würdevollen Haltung fesselte in Bedauern und Entzücken seinen Blick. Und nachwirkend drängte sich ihm alles andere an ihr auf, was er soeben noch an ihr erschaut: was für Augen! Schön, einzig schön, wie er sie sonst noch bei keiner gesehen. Zwei Sterne, deren feuriges, leuchtendes Schwarz durch die bläuliche Weiße des Augapfels noch intensiver wirkte, dazu ihr rabenschwarzes Haar, die rosigen Wangen, das schöne Gesicht ... Ein wahres Prachtgeschöpf, das schönste Mädchen in der ganzen Gegend weit und breit, dabei so brav und unzugänglich für jeden Burschen, ja selbst für ihn, obwohl sie ihn so lieb hatte — so lieb ...

Es packte ihn plötzlich mit stürmischer Gewalt an. „Susi!" Er rief's ihr nach, erst leise, dann lauter und lauter: „Susi!"

Und plötzlich rannte er dahin — ihr nach. „Susi ... Susi ... Suserl, wart doch!"

Und jetzt war er bei ihr, die sich auf seine Rufe nicht nach ihm umgesehen, nur eilends vorwärts ging, und hielt im nächsten Augenblick die blühende Mädchengestalt, die seiner Größe nur wenig nachgab, in seinen Armen, darin es plötzlich zu beben und zu zucken begann, als wären sie mit Elektrizität geladen. Und seine Lippen unter dem kecken blonden Schnurrbart suchten die der Überfallenen.

Sie stieß ihn mit kräftiger Hand zurück und stand hochaufgerichtet mit blassem Antlitz und sprühenden Augen vor ihm.

„Laß mich mein'n Weg gehn!" heischte sie kurz und kalt von ihm. „Einmal siehst mich noch wieder, und — dann gilt's! ... Und dabei bleibt's!"

Ein letzter Blick auf ihn, der ihm ihren Willen aufzwang, so daß sie unbehelligt weitergehen konnte ... Und Lukas blieb allein zurück und starrte der sich immer weiter von ihm entfernenden Mädchengestalt nach, bis sie vor seinen Blicken kleiner, immer kleiner wurde und endlich bei der Wegbiegung seinem Blick entschwand.

Nachdenklich setzte er sich in Bewegung, grübelnd, brütend schritt er dem Dorf zu, zerbrach sich den Kopf. Umsonst! Eine tiefe Verstimmung nahm von ihm Besitz, ein heftiger Groll gegen das Geld, gegen den Vater, gegen die Poldi, gegen die Susi, gegen sich selbst, gegen alles.

Und wie er dann im Dorf am Gemeindewirtshaus vorbeikam, zog es ihn hinein. Es hatte ihn doch mitgenommen, das Ganze, und nahm ihn immer mehr mit. Susis Bild wollte ihm nicht aus den Augen schwinden, er sah sie stets vor sich, wie sie von ihm gegangen, wie stolz, mit welcher Energie sie ihn von sich gewehrt ... Wie schad', daß sie nur eine arme Schusterstochter war! ... Und wie es ihm da drinnen in der Brust auf einmal gar so eigen war, als griffe ihm irgend eine Hand ans Herz und preßte es ihm so zusammen, daß es weh tat ...

Bah! Weg damit! Weg mit der trübtraurigen Empfindung, die ihm die Seele schwer machte und immer schwerer machen wollte, so daß er glaubte, er trüge einen Stein darin herum! Und weg auch, weg mit allem Denken, Sinnen, Grübeln! Das half ja alles nichts, half ihm nicht aus der Not.

— — — — — — — — — — — — — —

Von der Dorfstraße, in einer Linie mit ihr liegend, führte ein ebener, gutgehaltener Feldweg in die weit sich ausbreitende Ebene hinein, der Reichsstraße zu. Ein Weg von einer halben Gehstunde Länge und so schmal, daß er nur für Fußgänger bestimmt zu sein schien. Im Grunde war es auch ein Wagnis, ihn zu befahren; denn, wenn die Felder auch zu Anfang in einer Fläche mit der Dorfstraße lagen, je weiter sie sich erstreckten, desto tiefer senkte sich das Gelände, desto höher lief der Weg mit seinen steilen Abhängen, die stellenweise mit Distelgestrüpp, Brennesselstauden und Brombeerranken bewachsen waren, so daß er just gegen die Mitte zu die Felder bereits in einer Tiefe von fast zwei Meter unter sich hatte, bis sie sich wieder langsam hoben und zum Schlusse die Höhe der Reichsstraße fast erreichten. Kein Schatten sonst war auf diesem Weg zu finden als bloß — ebenfalls ganz in der Mitte — ein Ruheplätzchen mit etwas hingepflanztem, hochaufragendem Holundergebüsch, das aus dem Abhang emporwuchs und seine grünen Zweige schattenspendend über die schmale Holzbank breitete, die dort aufgestellt worden war.

Und da, auf diesem Bänkchen, saß nun die Susi und wartete in früher, sonniger Morgenstunde — wartete wie gestern nachmittag auf Lukas, der da an ihr vorbei mußte auf seiner Brautschaufahrt. Sie wußte es, daß er hier fahren würde, wußte, daß er immer diesen Weg fuhr, wenn er auf die Reichsstraße hinüber mußte.

Nun sollte es sich erweisen, ob er wirklich loslassen, wirklich hinweg konnte über sie.

„Nur über mich hinweg!" Sie sprach's laut vor sich hin — fest, unbeugsam in ihrem Wollen, und wenn es ihr vor etwas bangte, so war es nur das eine, daß Lukas gerade heute wirklich doch nicht den Feldweg nehmen könnte.

Er nahm ihn aber.

Von fernher drang plötzlich ein scharfer Peitschenknall durch die stille Luft, dann Pferdegetrappel, Räderrollen, das lauter, immer lauter wurde und näher, immer näher kam.

Sie schaute zwischen den grünen Holunderzweigen hindurch, ob er es wirklich war.

Ja, er war's! Doch nicht allein. Sein Vater war mit, saß neben ihm auf dem feschen, grünlackierten Steirerwagen mit den zwei Sitzen auf dem Kutschbock und dem dritten, leeren, rückwärts. Der Vater ... freilich, sie hätte es sich denken können, daß der mitfahren würde auf die Brautschau. Aber sie hatte nicht daran gedacht ... Nur an ihn, den Lukas, der mit ausgestreckten Armen die Zügel kurz hielt und den schmalen Pfad — nur um ein geringes breiter als die Räderweite — mit angespannten Mienen fest im Auge. Und mit von ihres Herrn kräftiger Hand straff nach rückwärts gehaltenen Köpfen, die Nüstern gebläht, die Sehnen gespannt, sausten die temperamentvollen Pferde in scharfem Trabe flott dahin und mußten in wenigen Minuten an der Bank vorbeikommen.

Jetzt galt es!

Ein kurzes Zögern, ein tiefer Atemzug, ein Blick zum blauen Himmelszelt empor, als ob sie ihr Geschick in Gottes Hand legte, dann stand sie ruhig auf und ging, die Hände

leicht ineinandergeschlungen, mit langsamen Schritten dem heransausenden Gefährt entgegen.

Unter den gesenkten Lidern hervor nahm sie wahr, daß die Pferde bei dem unvermuteten Auftauchen einer fremden Gestalt im ersten Augenblick stutzig wurden und unruhig werden wollten; sie konnte aber auch bemerken, wie die beiden Männer auf dem Wagen oben mit jäh vorgestreckten Köpfen erstaunt auf sie schauten, und wie dann Lukas urplötzlich mit aller Macht die in der ersten Überraschung etwas locker gelassenen Zügel instinktmäßig straffte, noch kürzer nahm und die beiden Braunen in der Gewalt behielt.

„Ho!" rief er ihr dabei mit überlauter Stimme zu. „Ho! Aufgepaßt!"

Sie hob den Kopf, und den Blick geradeaus auf den Wagen mit seinen Insassen gerichtet, schritt sie langsam vorwärts, furchtlos auf ihn zu, der rasch näher kam.

„Hoo!" schrie nun auch Sterzinger senior, und dröhnend drang der Schall seiner rauhen Stimme durch die Luft. „Hoo, Platz g'macht!"

Susi ging aber vorwärts, immer vorwärts — langsam, ruhig, mit hochgehaltenem Kopf, auf dessen schwarzes Haar die Morgensonne ihre hellen Strahlen sandte, mit weißem, steinernem Gesicht ... Und näher, immer näher kam der Wagen.

„Platz g'macht!" donnerte der Bauer ihr mit zornrotem Gesicht entgegen. „Aus'm Weg, Dirn! Aus'm Weg!"

Sie achtete nicht darauf, sie setzte langsam Fuß vor Fuß — entschlossen, sich lieber überfahren oder in den tiefen Graben, in die stacheligen Disteln und brennenden Nesseln schleudern zu lassen, wenn er — er, den sie liebte und den sie keiner anderen lassen wollte — dazu gesonnen war. Und — wer weiß, ob er es nicht wirklich war? Schon aus Erbitterung, aus Trotz, aus Zorn, im übermütigen Bewußtsein seiner selbst, seines Besitzes und weil sie ihn vor seinem Vater in eine solche Zwangslage versetzte ... Wer weiß, ob sich da in ihm nicht das trotzige, hochmütige Blut des Vaters stärker regen würde als sonst irgend ein anderes Gefühl? Ihr galt es aber gleich!

„Zum Teufel! Platz — Platz g'macht!" brüllte der Alte nochmals ihr entgegen. Und schrie dann wütend auf: „Dummes Ding, du! Wirst gleich auf d' Seiten gehn?"

Sie hob den Kopf noch höher und blieb mitten auf dem Pfad plötzlich stehen, warf die Arme in die Luft. „Nur über mich hinweg, Lukas!" rief sie laut und klar mit fester Stimme. „Nur über mich!"

Und dann kreuzte sie ruhig die Arme über der Brust und stand still wie ein Bild aus Stein ... Nicht wie ein Opfer, das den Todesstreich erwartet — nein, still, ruhig, groß wie eine Heldin, die keine Schonung, kein Erbarmen, keine Gnade will, nur eine Tat! Nur eine Tat vom Mann im Guten oder Schlimmen.

Der alte Sterzinger, der sich aufs blutigste herausgefordert fühlte, herrschte — blaurot im Antlitz — seinen Sohn an, und seine Stimme schlug dabei in ein Kreischen um: „So fahr sie halt nieder, das Frauenzimmer da, den Bettelfetzen, den verruckten! Fahr zu! Sonst ..." Eine rote Wolke vor den Augen, griff der Bauer in dunklem Drang jäh nach der langgestielten Peitsche im Kutschbock, erhob sich wild von seinem Sitz, stützte instinktiv die Linke auf das niedrige Eisengeländer des Sitzes, und mit weit vorgestrecktem Arm holte er mit der Peitsche in der Rechten zum Schlag nach Susi aus.

Es zischte durch die Luft und fiel mit klatschendem Geräusch auf Susis Wange nieder. Ein schmaler, feuerroter Streifen, fast bis ans Auge reichend, war wie ein Brandmal der Schmach dort eingebrannt. Das Mädchen zuckte jäh zusammen, aber es hielt stand. Aus ihren schwarzen Augen loderte ein düsterer Strahl auf den Vater des Geliebten, allein aus ihrem Munde kam kein Laut. Es schien nur so, als ob sie die Arme über der Brust noch fester kreuzte. Allein sie wich und wankte nicht.

Da bäumten sich die Pferde urplötzlich in die Höhe, zurückgerissen von der eisernen Faust ihres Lenkers, schnaubend, zitternd vor Erregung. Der Wagen hielt mit einem jähen Ruck, der den Alten fast zum Herunterstürzen brachte, und Lukas — im Gesicht blaß wie der Tod, mit zuckenden Mienen und brennenden Augen — war mit einem Sprung an Susis Seite.

Er wußte es nicht, wußte nicht, was er tat. Er fühlte nur auf einmal ihre zuckende Gestalt in seinem Arm und spürte, wie ihr Gesicht sich schutzsuchend an seiner Brust barg, und wildes Weinen ihren Körper erschütterte.

„Ich hab's tun müssen, Lukas," schluchzte sie. „Ich hab' nit anders können in der Verzweiflung und aus lauter Lieb' zu dir, Lukas ... O, nur aus Lieb' zu dir!"

Da preßte er sie mit heißer Innigkeit an sich. „Ich bleib' ja, Suserl," stammelte er, bewegt im Tiefsten, mit kaum verständlicher Stimme, die sie mit dem Herzen aber doch verstand. „Ich bleib' dir schon. Du bist das Weib nach meinem Herzen ... das hab' ich jetzt erkannt, ich lass' dich nit — lass' nit von dir, und alles andere ist mir jetzt gleich. — Hörst's, Vater?" wandte er sich mit blitzenden Augen an den, der fassungslos allein oben auf dem Bock saß. „Eins ist mir alles! Und sie da, meine Susi, sie wird mein Weib. Weh einem jeden, wer's immer is, der ihr noch einmal etwas antut. Der kriegt's mit mir zu tun ... So! Und jetzt, Vater, kannst tun, was d' willst und mußt ... Heirat in Gottes Namen — was liegt mir dran? Mein Teil bekomm' ich deswegen doch, und meine Susi bleibt mir, und wir gehn fort von da, und alles andere geht uns nix an. — Gelt, Suserl, mein alles?"

Sie hob den Kopf empor und nickte ihm unter Tränen lächelnd zu, durchdrungen von der Überzeugung, daß er's nie bereuen würde, ihr zuliebe alles das, was er gestern noch so hoch gehalten, geopfert zu haben.

Dann gingen sie weiter, ohne einen Blick nach dem Wagen zurückzuwerfen.

Einziges Mittel.

Dame (in einer Apotheke): Haben Sie ein Mittel gegen Sommersprossen?
Apotheker: Leider nicht.
Dame: Ich könnte aus der Haut fahren!
Apotheker: Das wäre allerdings das einzig Richtige.

Rösselsprung.

hol			der	wei			del
de	gleich	den	gleicht	ne	e	be	ne
bei	dem	rin	sich	die	es	tan	im
de	der	de	ter	sie	tann	tan	hen
ge	sind	bei	edel	noch	al	wald	e
stalt	sind	frau	bleibt	von	del	ho	und
	müt	ge	auch	zier	lieb	Die	
	und	so	lich	weich	im	lich	

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 23:
Guter Gesang wischt den Staub vom Herzen.

Buchstaben-Rätsel.

Den ersten Laut hat Ehrenpreis,
Ihn bergen die Narzissen;
Doch lassen Nelken, Edelweiß
Und Mohn ihn stets vermissen.
Den zweiten zeigen Rittersporn,
Levkojen, Astern, Winden;
Auch ist er stets im Hagedorn
Und Fliederstrauch zu finden.
Im Rosenstock der dritte ruht
Und in den Königskerzen;
Den vierten hat der Fingerhut
Und trägt ihn tief im Herzen.
Den fünften zeigt die Rade dir,
Nie fehlt er dem Lavendel;
In gleicher Weise finden wir
Ihn jederzeit im Quendel.
Der Schneeball hat den letzten Laut,
Sowie die Anemone;
Doch niemand hat ihn noch geschaut
An einer Feuerbohne.
Das Ganze steht im Gartenland;
Und trägt es auch bescheiden
Kein farbenbuntes Prachtgewand,
So mag's doch jeder leiden.

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 23:
Ruhe, Ruhm.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.